

stus, weil meine Eltern an ihn geglaubt haben, mir von ihm erzählt haben und nach besten Kräften versucht haben, diesen Glauben in ihrem Alltag, in der Begegnung mit anderen Menschen, zu leben. Die eigentliche Frage, die damit noch nicht beantwortet ist, heißt jedoch, warum ich *immer noch* an Jesus Christus glaube.

Das Faszinierende an Jesus Christus ist für mich, daß er das, was er verkündet hat, auch selbst überzeugend gelebt hat. Damit ist er mir Ansporn, immer wieder die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit in meinem eigenen Leben Stück für Stück zu verringern. An Jesus Christus glaube ich noch immer, weil ich seine Frohe Botschaft von der Liebe Gottes zu den Menschen und der Liebe der Menschen zueinander so herausfordernd finde, daß es lohnt, sich ihr zu stellen. Dies gerade in einer Welt, die bisher eher von Gottesferne und Menschenverachtung gekennzeichnet war und es noch heute ist (Krieg in Bosnien, Hunger in Afrika, weltweiter Drogenhandel etc.). Es erscheint mir an Christi Botschaft nicht nur provokant, sondern auch glaubwürdig, daß das Himmelreich nicht irgendwo in ferner Zukunft liegt, sondern daß hier und jetzt von jedem einzelnen mit seinem Aufbau begonnen werden muß. Dieses Ineinanderfallen von Gegenwart und Zukunft, eigener Verantwortung und Halt in der christlichen Gemeinschaft schützt mich auch davor, einerseits mit zu großer Ungeduld ans Werk zu gehen, andererseits alles auf die „lange Bank“ zu schieben, einerseits an mich selbst zu hohe Ansprüche zu stellen, andererseits alle Verantwortung auf die Gesellschaft, die anderen oder die widrigen Umstände zu schieben.

Wenn ich bisher gesagt habe, daß ich *immer noch* an Jesus Christus glaube, dann muß ich jetzt hinzufügen, daß ich *immer wieder* an ihn glaube. Denn manchmal lebe ich so, als glaubte ich gar nicht, dann wiederum spüre ich, daß mein Glaube an Jesus Christus in meinem Alltag, in der Begegnung mit anderen, Bedeutung hat. Ob ich immer dann besonders offen für andere Menschen, ihre Ängste und Hoffnungen, bin, wenn mein Glaube an Jesus Christus besonders stark ist, oder ob die Begegnungen mit anderen meinen Glauben stärken, weiß ich nicht – wahrscheinlich hängt beides wechselseitig zusammen.

Stephanie Klein

Miteinander über Jesus Christus im Gespräch

Ausgehend von der notwendigen Vielfalt der Christusbilder und -beziehungen im Glauben zeitgenössischer Menschen und den Schwierigkeiten, dabei einander zu verstehen und gelten zu lassen, berichtet die Verfasserin von einer aus Theologiestudentinnen zusammengesetzten Gruppe über ihr Christusbild. Bis heute spiegelt und verdoppelt sich für viele Frauen im Christusbild die gesellschaftliche Rollenzuschreibung, die sie täglich in der patriarchal bestimmten Gesellschaft erfahren. Abschließend bietet Klein einige Überlegungen dazu, was dem Prozeß, gemeinsam über Christus ins Gespräch zu kommen, förderlich sein kann. red

1. Eine Vielfalt von Christusbildern

Die verschiedenen Beiträge in diesem Heft vermitteln einen Eindruck über eine große Vielfalt unterschiedlicher Christusbilder und Christusbeziehungen im Glauben zeitgenössischer Menschen. Diese Vielfalt ist theologisch und kirchlich nicht nur legitim, sondern auch notwendig. Nie läßt sich die Gesamtheit des christologischen Glaubens der Kirche auf einmal erfassen und nachvollziehen. Schon die biblischen Schriften setzen unterschiedliche Akzente in ihren Aussagen über Jesus Christus. Die verschieden akzentuierten Aussagen der Konzilien weisen auf ein Ringen der Kirche um ein richtiges Verständnis hin. Auch heute nimmt im Zuge der Inkulturation des Glaubens in verschiedene Kulturen der Glaube an Jesus Christus sehr unterschiedliche Formen an. Christus erscheint nicht länger mehr in der Hautfarbe der Kolonialherren, vielmehr beginnen die Menschen, ihre eigene Erfahrung von Leben, Sünde, Tod und Heil mit ihren Vorstellungen von Jesu Leben und Botschaft zu verbinden¹.

¹ Vgl. z. B. Christus als der Proto-Ahn in der afrikanischen Theologie, dazu: *Bénézet Bujo*, Afrikanische Theologie in ihrem gesellschaftlichen Kontext, Düsseldorf 1986, bes. 79–98, oder die Christologie auf den Philippinen, dazu: *Benigno Beltran*, Philippinische Theologie in ihrem kulturellen und gesellschaftlichen Kontext, Düsseldorf 1988, bes. 130–143.

Die lateinamerikanische Bischofskonferenz fordert in Puebla auf, Christus ganz konkret in den Gesichtern der Indios und Afroamerikaner, der Arbeiter und Arbeitslosen, der Randgruppen, der Alten und Kinder zu entdecken².

Der Glaube der Kirche als der Gemeinschaft der an Jesus Christus Glaubenden läßt sich also kaum auf eine Formel bringen, vielmehr wird er immer neu und in unterschiedlichen Akzenten zur Sprache gebracht werden müssen.

Dabei kann es durchaus vorkommen, daß Menschen aus unterschiedlichen kirchlichen oder gesellschaftlichen Milieus oder aus unterschiedlichen Generationen die Zugänge zu Christus von anderen Menschen kaum verstehen. Faktisch sind die im Leben der einzelnen Menschen lebendigen Christusbilder häufig auch widersprüchlich. Eine mystisch orientierte Herz-Jesu-Frömmigkeit ist vielen jungen Menschen heute nicht mehr zugänglich. Die Frömmigkeit der eucharistischen Anbetung läßt viele Menschen ehrfürchtig in den Altarraum treten, anderen ist sie fremd, sie suchen Jesus Christus nicht im Tabernakel, sondern in Begegnungen und Beziehungen zu Menschen; ihnen ist die Ehrfurcht vor der Würde des Menschen heilig und läßt sie politisch aktiv werden, wo sie diese Würde gefährdet sehen. Sehen viele in Jesus Christus den nahen Gott, so sehen andere in ihm den Inbegriff des ganzen, vollkommenen Menschen.

Doch auch innerhalb eines Lebens verändern sich die Christusbeziehung und das Christusbild häufig stark. Bei christlich sozialisierten Menschen ist eine Beziehung zu Christus oft schon sehr früh in der Kindheit grundgelegt. Ansatzpunkte waren z. B. Gebete in der Familie, Bilder und Figuren in der Wohnung und in der Kirche, Darstellungen in Gebetbüchern, vielleicht der Nazarener im elterlichen Schlafzimmer, kirchliche Feiertage wie Weihnachten mit dem Besuch an der Krippe, Karfreitag und Ostern, die Fronleichnamsprozession. Besonders aber die Vorbereitung zur Erstkommunion und zur Erstbeichte prägt die kindliche Christusbeziehung. Doch vielfach sind die Erinnerungen daran recht ambivalent. Die Verbindung der Kommunionvorbereitung

mit der Erstbeichte und das Lernen der Zehn Gebote rückt Jesus in die Nähe des Erziehers oder der moralischen Instanz. Das Bewußtsein von Sünden und von Schuld am Tod Jesu ließ das Fest der Erstkommunion für viele zu einem bedrückenden Erlebnis werden³. Im Erwachsenenalter werden die kindlichen Christusbilder häufig abgelegt. Zuweilen kommt es zu einem regelrechten Befreiungsakt von bedrückenden Christusbildern, unter denen man als Kind gelitten hat. Manchmal bleibt eine Leerstelle oder Distanz zu Jesus Christus, häufig werden auch neue Aspekte wichtig.

Aufgrund des Zusammenbruchs geschlossener kirchlicher Milieus wird es heute aber auch immer mehr Menschen geben, die keine christliche Sozialisation erhalten haben und die erst im Jugend- oder Erwachsenenalter eine Beziehung zu Jesus Christus entwickeln. Sie werden sich nicht an zuweilen schiefgelaufenen kindlichen Sozialisationen abarbeiten müssen und möglicherweise ganz andere Formen von Christusfrömmigkeit suchen als Menschen, die seit Kindheit an in kirchlichen Milieus leben.

2. Ambivalenz der Christusbilder

Die Christusbilder sind in die Erfahrungen des Lebens hineinverwoben. Sie können Orientierung und Kraft geben, das Leben heilvoll zu gestalten. Es darf aber nicht übersehen werden, daß sie zugleich auch ein Spiegel von gesellschaftlichen und kirchlichen Rollen, Normen und Interessen sein können und diese manifestieren und religiös überhöhen. Sie verlieren dann leicht ihren befreienden und heilvollen Charakter und wirken sich als Zwänge auf das Leben aus.

Deutlich wird dies z. B. bei Christusbildern, die früher Kindern verkündigt wurden und die sich dabei mit Erziehungsnormen verbanden. Wie auch auf vielen Bildern in Kirchen aus der zweiten Hälfte des 19. Jhs. zu sehen ist, wurde Kindern früher gern der brave, lernbegierige, im elterlichen Haushalt helfende Jesusknabe vor Augen geführt. Aus meiner eigenen Kommunionvorbereitung kann ich mich erinnern, daß wir Christus als den Weinstock, festgebunden an einen Stützpflöck, malen sollten. Dazu wurde uns

² Vgl. die Dokumente von Puebla Nr. 31-39.

³ Vgl. *Olivia Wiebel-Fanderl*, Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubensstradition, Wien-Köln-Weimar 1993, 145.

erzählt, daß nur der Weinstock, der festgebunden, geschnitten und gestutzt werde, später Frucht trage. Die Botschaft verstand ich sehr wohl, kritisch beurteilen konnte ich sie freilich damals noch nicht. Jesus als Vorbild hatte erzieherische Funktionen. Die Kinder wurden durch Jesuserzählungen zu einem braven Verhalten angeleitet, aber auch die Sanktionen der Erwachsenen wurden so unter der Hand legitimiert.

Das verinnerlichte Christusbild und die Beziehung zu ihm transportiert nicht nur gesellschaftliche und kirchliche Rollen und Normen, sondern reproduziert sie auch. So können unterschiedliche Christusbilder etwa von Frauen und Männern, Priestern und Laien auch Spiegel ihrer Rollen und ihres gesellschaftlichen oder kirchlichen Ortes sein. Ich möchte dies anhand von Äußerungen und Reflexionen von Theologiestudentinnen über ihr Christusbild deutlich machen, die gemeinsam in einem Seminar ihre Glaubensgeschichten erzählten und reflektierten.

Jesus war bei diesen Frauen vorrangig Vorbild, während Ansprechpartner und -partnerinnen Gott-Vater, Maria, Heilige und Namenspatrone waren. „Es ging immer darum, zu sein wie Jesus“, sagte eine Frau, und dies wurde ihr zuweilen unerträglich, weil sie immer nur gut und artig sein sollte. Besonders der heilende und dienende Jesus wurde ihnen als Vorbild vorgestellt – Jesus als der gütige, der immer für die anderen da ist und hilft. Dieses Bild wirkte sich auf die Verhaltensmuster der Frauen aus, nämlich selbst lieb, gütig und hilfreich zu sein, bis hinein in die Berufswahl zweier Frauen, die eine Ausbildung zur Krankenschwester machten. Rückblickend fragten sich die Frauen allerdings, warum ausgerechnet sie sich mit dem dienenden Jesus identifizierten, während sie diese Identifikation in dieser Weise bei Männern nicht fanden. Als befreiend erfuhren sie später Darstellungen von Jesus in Romanen, Musicals, Filmen u. a., in denen Jesus auch einmal zornig oder mißgelaunt war oder müde bei Maria Magdalena Ruhe suchte.

Einen merkwürdigen Bruch empfanden einige Frauen zwischen dem heilenden und dem leidenden Jesus. Sollten sie sich mit dem heilenden Jesus identifizieren, so standen sie bei der Passion auf der Seite derjenigen, die Schuld am Leiden und Tod Jesu hatten. „Sobald es um die Passion ging, war ich auf der

anderen Seite“, sagte eine Frau. Eine andere Frau erzählte, sie habe einen ganzen Karfreitag lang geweint, „ich dachte, ich habe Jesus umgebracht, weil ich ein Bonbon geklaut habe“: Die eigenen Schuldgefühle wurden verstärkt, indem ihnen eine universale Bedeutung zugemessen wurde: Statt für nur den kleinen Diebstahl verantwortlich zu sein, ist sie es auch noch für das Leiden und den Tod eines unschuldigen Menschen. Der leidende Jesus führt die eigene Schuldhaftigkeit und die Notwendigkeit, durch einen anderen erlöst zu werden, vor Augen. Doch gerade der Stellvertretergedanke und der Gedanke an das Leiden des Erlösers durch die eigene Schuld läßt eine unüberwindbare Distanz zu Jesus aufscheinen. Konnten die Frauen dem heilenden Jesus noch nachfolgen, so ist sein Leiden und Sterben aus dem Nachfolgedanken ausgenommen. Damit ist aber auch die Möglichkeit genommen, eine Nähe zwischen dem eigenen Leiden und dem Leiden Jesu zu finden, in Jesu Leiden ein Mitleiden Gottes mit den Menschen zu sehen und darin Trost im eigenen Leiden zu finden.

Für die Frauen spiegelt und verdoppelt sich in diesem Christusbild die gesellschaftliche Rollenzuschreibung, die sie täglich in der patriarchal bestimmten Gesellschaft erfahren. Ein gesellschaftliches Idealbild, das an Frauen herangetragen wird, ist das immer gütige helfende Dasein für andere, selbstlos und freundlich, zugleich aber passiv, schutz- und erlösungsbedürftig. Frauen sind in vielerlei Hinsicht von Männern abhängig, die ihnen in gesellschaftlichen Idealbildern und Rollen als Retter, Erlöser und Ernährer begegnen. In der kirchlichen Ämter- und Rollenstruktur werden diese Zuschreibungen noch verstärkt. Hier begegnen Frauen Männern, die „in persona Christi“ als Vermittler zu Gott handeln oder die von Sünden losprechen – nachdem die Frauen sie ihnen gebeichtet haben. Daß hier das Mann-sein des Priesters keine Rolle spielt, kann nicht behauptet werden, wenn zugleich argumentiert wird, daß aus vielerlei Gründen nur Männer zum Priesteramt und zum Diakonat zugelassen werden könnten⁴.

Weil die persönliche Christusbeziehung nicht von der Lebensgeschichte getrennt werden

⁴ Vgl. dazu zuletzt das Apostolische Schreiben *Ordinatio Sacerdotalis* aus dem Jahr 1994.

kann, ist es auf der einen Seite nicht nur legitim, sondern auch notwendig, persönliche und damit sehr verschiedene Christusbilder als bleibenden lebendigen Ausdruck der Christusbeziehung anzuerkennen. Auf der anderen Seite ist es aber auch theologisch und pastoral notwendig, da eine Korrekturbedürftigkeit wahrzunehmen, wo solche Christusbilder lediglich autoritäre Erziehungsmuster aus der eigenen Kindheit oder, rein funktional, gängige gesellschaftliche oder kirchliche Rollenerwartungen reproduzieren und damit eine befreiende und heilschaffende Christusbeziehung unterminieren.

3. *Miteinander im Gespräch*

Die Vielfalt von Christusbildern ist eine Quelle, den Glauben in einer Gemeinschaft, einer Gemeinde oder Gruppe gemeinsam zu vertiefen. Die verschiedenen Christusbeziehungen und Bilder ergänzen sich gegenseitig. Das setzt voraus, daß sie zur Sprache gebracht werden. Es ist allerdings nicht üblich, über die eigene Christusfrömmigkeit zu sprechen. Ich möchte deshalb hier einige Überlegungen dazu anstellen, was dem Prozeß, gemeinsam über Christus ins Gespräch zu kommen, förderlich sein kann. Was wäre aus der Sicht der Seelsorgerin oder des Seelsorgers zu beachten, damit ein solches Gespräch gelingt?

1. Den Gläubigen einen wahren Glauben zutrauen

Eine Voraussetzung, miteinander über den eigenen Christusglauben ins Gespräch zu kommen, ist ein Glaubensverständnis, das auf das Wirken des Heiligen Geistes in den Gläubigen vertraut, ihnen Frömmigkeit und Glauben zutraut und den wahren und richtigen Glauben nicht allein bei Experten vermutet. So unterschiedlich der jeweilige Glaube gestaltet sein mag, mit vielen Anfragen und Zweifeln durchsetzt, so ist doch darauf zu vertrauen, daß Gott mit jedem Menschen einen eigenen Weg geht, daß dieser Mensch aber dadurch auch eine eigene Erkenntnis von Gott und dem Christusgesehen hat, die anderen vielleicht verborgen ist. *Von jedem Menschen ist deshalb etwas über Gott zu erfahren.* Nicht der Blick auf Defizite im Glauben, sondern auf den Funken Gottes in jedem Menschen und die

Neugier, wie er ihn in diesem Leben entfaltet, ist eine Grundlage für ein Gespräch.

2. Eine angstfreie Atmosphäre schaffen

Das Gelingen eines Gespräches über den eigenen Christusglauben wird von einer angstfreien Atmosphäre abhängen. Häufig bleiben die unterschiedlichen Erfahrungen und Vorstellungen ängstlich bewahrt und unausgesprochen, um nicht selbst im eigenen Glauben verletzt oder aufgrund der Zweifel bloßgestellt zu werden. Deshalb muß eine Vertrauensbasis geschaffen werden, Räume, in denen auch Unglaube, Anfragen und Zweifel geäußert werden können und in denen zugleich auch der vertrauensvolle Glaube und die persönliche Christusbeziehung nicht dem Verdacht der Naivität ausgesetzt werden.

3. Aus der eigenen Christusbeziehung schöpfen

Viele Seelsorgerinnen und Seelsorger stehen unter dem Erwartungsdruck, immer hoffnungsfroh den Glauben der Kirche zu verkünden, nicht aber eigene Fragen und den eigenen lebensgeschichtlich geprägten Glauben ins Spiel zu bringen. Unter dem alltäglichen Handlungsdruck greifen viele auf vorformulierte Gebete und Bekenntnisse, auf Predigtvorlagen, Unterrichtsentwürfe, Textsammlungen oder theologische Literatur zurück. Dabei kann es passieren, daß die eigene Christusbeziehung und die Erinnerung an die Veränderungen der Christusbilder im eigenen Leben erdrückt wird. Zurück bleibt ein Unbehagen über die Spannung zwischen dem, was man täglich in dogmatisch einwandfreien Formulierungen verkündigt, und dem eigenen Glauben, den Fragen, Zweifeln und Überlegungen. Beides läuft zuweilen nebeneinander her, und es bleibt wenig Zeit, auch den eigenen Glauben zu bedenken und die eigenen Glaubensquellen zu pflegen. Es wird mancher Seelsorgerin, manchem Seelsorger guttun, sich an die eigene Glaubensbiographie zu erinnern, an die Veränderungen im eigenen Christusbild, an die Quellen, aus denen die Christusbeziehung gelebt hat, an die eigenen Fragen, Zweifel und Ambivalenzen. Wenn er oder sie in der Lage ist, selbst über die eigene Christusbeziehung zu sprechen, kann dies auch anderen Mut machen, in ihrer eigenen Sprache von ihren Christusbildern zu sprechen und sie nicht hinter standardisierten christologischen Formeln schamhaft zu verbergen.

4. Sich der Begrenztheit der eigenen Christusbilder bewußt bleiben

Umgekehrt geschieht es freilich leicht, daß die eigene Christusvorstellung als Erwartung auch an andere herangetragen wird und daß aufgrund der eigenen Erfahrung die Vorstellung entsteht, daß die Beziehung zu Jesus Christus bei anderen ähnlich gestaltet sei oder sein müsse. Dabei kann es passieren, daß ganz andersartige Christusvorstellungen entweder gar nicht wahrgenommen oder aber nicht akzeptiert werden. Aus der eigenen Begeisterung für Christus heraus wird vielleicht nur ein sehr spezifisches Christusbild verkündigt, mit dem andere in ihrer Lebenssituation oder aus ihrer gewachsenen Christusfrömmigkeit nichts anfangen können. Trotz der Unbedingtheit der eigenen oft mühsam errungenen Überzeugung ist es aber notwendig, sich auch der Begrenztheit des eigenen Christusbildes bewußt zu sein und damit zu rechnen, daß andere vielleicht einen ganz anderen, ebenfalls legitimen Zugang zu Christus haben oder brauchen.

5. Andersartige Christuserfahrungen zur Sprache kommen lassen

Weil nun die Erfahrungsweisen und Zugänge zum Glauben so unterschiedlich sein können, können sich die Gläubigen teilweise vielleicht viel besser gegenseitig einen Zugang zum Glauben erschließen – indem sie sich von ihrem Glauben, aber auch von ihren Fragen und Zweifeln erzählen –, als dies ein verantwortlicher theologischer Experte oder eine Expertin tun kann. Die Betonung des eigenen Expertentums von Theologinnen oder Theologen kann dem gegenseitigen Austausch, der gegenseitigen Evangelisierung der Gläubigen, zuweilen hinderlich im Wege stehen. Deren Aufgabe besteht weniger darin, den Glauben für alle zu verkünden, sondern mehr darin, Räume für Gespräche zu eröffnen, Vertrauen zu schaffen und die Gläubigen zu ermutigen, sich ihre Erfahrungen und ihren Glauben gegenseitig zu bezeugen.

Kirche als Überlieferungsgemeinschaft besteht gerade darin, daß in diesen verschiedenen Weisen der Erfahrung der eine Christus wiedererkannt wird. Dogmatische Formulierungen sind hier nachgängig, haben Regel- und Orientierungscharakter, indem sie im Idealfall gemeinschaftsstiftende Sprachmuster zur Verfügung stellen. Die lebendige

Gemeinschaft der Gläubigen besteht aber in der gelebten Überzeugung, daß wir nicht an verschiedene Christusse glauben, sondern an den einen, der aber auch in den Erfahrungen der anderen wiedererkannt wird. Ohne diesen lebendigen Austausch, in dem sich die Gläubigen gegenseitig darüber versichern, daß in ihren unterschiedlichen Erfahrungen doch derselbe Christus sich bezeugt, degeneriert Kirche zu der verrechtlichten, dogmatischen Karikatur, als die sie ihren Kritikern, den Klischees des 19. Jahrhunderts entsprechend, immer noch erscheint.

6. Die Suche nach der eigenen Christusbeziehung in der Lebensgeschichte unterstützen

Es geht darum, den Menschen zu erschließen, daß Gott bereits eine Beziehung zu ihnen hat, und zu helfen, eigene Zugänge zu Christus zu entdecken. „Der Mensch ist einer, mit dem Gott vor jeder Kirchenzugehörigkeit und unabhängig von ihr seine Geschichte eröffnet hat.“⁵ Deshalb geht es darum, so miteinander umzugehen, daß die Menschen „die Möglichkeit haben wahrzunehmen, was am Grunde ihres Lebens schon mit ihnen los ist“⁶. In der Reflexion auf die eigene Geschichte mit Christus, auf Veränderungen und auch Ambivalenzen in der Christusbeziehung können die Quellen des eigenen Glaubens wieder neu bewußt werden, sie gibt aber auch die Möglichkeit, sich mit belastenden Christusbildern aus der Kindheit auseinanderzusetzen, sich von ihnen zu befreien und nach neuen Zugängen zu suchen.

7. Das Gespräch über Jesus Christus initiieren

Das Erzählen des eigenen Christusglaubens verschafft nicht nur selbst mehr Klarheit, es kann die Zuhörenden anregen, über ihre eigene Christusbeziehung im Laufe ihres Lebens nachzudenken. Der gegenseitige Austausch kann zu neuer Frömmigkeit ermutigen oder anregen, den Zweifeln und Fragen nachzugehen, um Klärung zu erlangen. Dabei kann es nicht darum gehen, mit dem ei-

⁵ Stefan Knobloch, Verschleudern wir die Sakramente? Die Feier der Sakramente als lebensgeschichtliche Mystagogie, in: Stefan Knobloch – Herbert Haslinger (Hg.), *Mystagogische Seelsorge. Eine lebensgeschichtlich orientierte Pastoral*, Mainz 1991, 106–125, 115.

⁶ Stefan Knobloch, a. a. O., 120.

genen Christusbild missionarisch hausieren zu gehen. Vielmehr muß man davon ausgehen, daß das des anderen, so verquer es auch erscheinen mag, in jedem Fall etwas zu sagen hat, eine Herausforderung ist. Das kann zu Widerspruch nötigen, aber auch der muß noch in der Bewußtheit der eigenen Lerngeschichte erfolgen, in der Bewußtheit des je größeren Christus und der Unangemessenheit des eigenen Begriffs von ihm.

Doch wo sind solche Gespräche möglich? Ansatzmöglichkeiten bieten nicht nur Einzelgespräche, sondern auch Kreise und Gruppen der Gemeinde: Ein Elternkreis der Erstkommunionkinder kann das Fest der Kinder zum Anlaß nehmen, auch über die Erinnerungen an die eigene Kommunionvorbereitung ins Gespräch zu kommen und dadurch nicht nur den eigenen Glauben zu vertiefen, sondern auch aus den eigenen positiven und negativen Erfahrungen die entsprechenden Konsequenzen für die Vorbereitung der Kinder zu ziehen; ein Bibelkreis kann von christologischen Bibelstellen ausgehen, um von da aus über die eigenen Christusvorstellungen zu sprechen.

8. Gemeinsam den Christusglauben kritisch reflektieren

Der Glaube an Jesus Christus kann auch als belastend erfahren werden, besonders wenn er sich mit Erziehungsnormen oder gesellschaftlichen oder kirchlichen Rollenerwartungen verbindet oder zur moralisierenden Instanz der peniblen Normerfüllung und Schuldzuweisung wird. Im gemeinsamen Gespräch können solche Wirkungen oder ideologische Funktionalisierungen von Christusbildern aufgedeckt und reflektiert werden, so daß der Glaube an Christus neu eine befreiende und heilstiftende Kraft im Leben entfalten kann.

Frank Richter

Fremdsprache Religion

Wie im Osten Deutschlands von Jesus Christus sprechen? –
unbeantwortete Fragen

Nach der sogenannten politischen Wende in unserem Land kam es in Mode, Pfarrer, Kapläne oder andere „von der Kirche“ in die

Schule einzuladen. Ich erinnere mich noch an einen Vormittag, an dem ich gebeten worden war, vor einer 8. Klasse eine ganze Stunde lang das Thema „Religion“ zu behandeln. Um einen Einstieg zu finden, schrieb ich dieses bedeutungsschwere, fremdartige Wort an die Tafel und bat die Jugendlichen, Wörter bzw. Begriffe zu nennen, die ihnen dazu einfielen. Den ca. 25 jungen Leuten fiel dazu nichts ein. Nach mehreren Minuten peinlichen Schweigens meldete sich ein Mädchen und sagte, es habe gehört, dies sei ein Schulfach im Westen.

Es scheint, als sei vielen jungen Leuten in der ehemaligen DDR nicht nur der Mann am Kreuz ein Unbekannter. Es scheint, als sei die Religion so etwas wie eine fremde Sprache und derart unbekannt, daß ihre „Vokabeln“ nicht einmal mißverstanden werden können.

„Keine Informationen über Gott – möglichst viele Informationen gegen die Kirche“ – so wurde, meines Wissens von Dominikanerpater Gordian, ein Erziehungsprinzip des sozialistischen Bildungswesens beschrieben. Es hat seine Wirkung nicht verfehlt. Der ideologische Atheismus erzeugte einen praktischen Atheismus. Dieser verband sich mit einem praktischen Materialismus, der sich in der vergleichsweise saturierten bundesrepublikanischen Wohlstands- und Konsumgesellschaft aufgenommen und wohlfühlen konnte wie zu Hause.

Kann man leben, ohne an Gott zu denken?

Kann man leben, ohne sich religiösen Fragen zu stellen? Offenbar. Jedenfalls scheint dies vielen über weite Strecken ihres Lebensweges gut zu gelingen.

Die tiefschürfenden Fragestellungen nach Ursprung, Schöpfung, Schuld und Sühne bewegen sie nicht. Die weit ausgreifenden Fragestellungen nach Sinn, Tod, ewigem Leben etc. stehen nur selten auf der Tagesordnung. Auch die wiederaufgelebte Jugendweihe scheint mir eher ein soziales als ein religiöses Phänomen zu sein. Sekten und neue Jugendreligionen erreichen im Osten Deutschlands eher diejenigen, die zu viel glauben, als diejenigen, die nichts glauben. Ich erlebe bei den Jugendlichen im Osten Deutschlands eine mehrheitliche Gleichgültigkeit dem Religiösen und Theologischen gegenüber. Diese verbindet sich mit einer weitverbreiteten Vorurteilslosigkeit gegen-